

Andreas Fischers letzte Fahrt

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **4 (1914)**

Heft 1

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633482>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bei der nächsten Laterne traf sein musternder Blick in Märtis Augen. „Boß Blick!“ dachte er und sah, wie eine jähe Flamme in ihr blaßes Gesicht fuhr. Ihr Fuß stieß unwirsch an einen Stein, daß er wie ein Ball über das Pflaster kollerte.

(Fortsetzung folgt.)

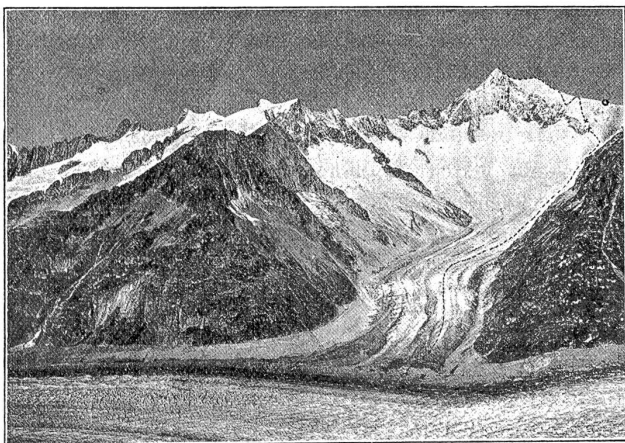
Der Mann lachte. „Seid Ihr beim „Fußball“, Jungfer?“

Und wieder bei einer Laterne, sah Märti einen Augenblick aus erstaunten Augen zu ihm auf. Dann mußte sie lächeln, drehte den Kopf auf die Seite und hustelte. Ihr Blick ging an ihm vorbei in die Nacht.

Andreas Fischers letzte Fahrt.

Vorbemerkung der Redaktion: Von Andreas Fischers unvergleichlich schönem Buche „Hochgebirgswanderungen in den Alpen und im Kaukasus“ liegt eine neue durch vermehrte Vollbilder verschönerte Ausgabe vor. Wer sich in die Gefühls- und Tatenwelt großer Bergsteiger versenken will — der eine wird es tun aus Interesse am Unbekannten, Fremden, der andere, um sich an hohen Vorbildern zu begeistern und zu erheben — der greife zu diesem Buche. Wir drucken mit Erlaubnis des Verlags seine letzten Seiten ab, den Bericht über Fischers Todesfahrt aus der poetischsten Feder seines Freundes, Ernst Jenny, der die Herausgabe besorgt hat.

Der 20. Juli war ein Samstag; hell und klar brach der Morgen an. Glücklich und voll Zuversicht schritten wir raschen Ganges über den hartgefrorenen Mletschfirn dahin, hie und da ein munteres Wort tauschend. Ueber alle Bergtore herein brach die strahlende Sonne und erfüllte das herrliche Gletscherland mit ihrem göttlichen Lichte. Das flimmerte und schimmerte allernden, und alle Majestäten in der weiten Runde trugen silberne Kronen. Wie wir so staunend standen, sagte Fischer: „Ich war auch schon hier, aber so schön war's nie.“ Plötzlich aber, wie ein drohendes Gespenst, erschien um das Dreieckhorn herum ein tiefschleichender Nebelwurm und legte sich breit und häßlich auf den Konfordiaplaß. Mißtrauisch verfolgten wir sein Gebahren, bis die Sonne unsere Wünsche erfüllend, den Furchling wieder talab trieb. Als wir die Blicke der Röstschlücke zuwandten, stand fern über ihr eine Westwolkenwand, aber auch sie zog sich nach einiger Zeit zurück. Und bald herrschte rings wieder eine strahlende Klarheit ohnegleichen. Fast nur zu hell und rein war die Luft, die Formen der Berge traten stechend scharf hervor und enthüllten ihre ver-



Aletschhorn (4198 m) mit der Absturzstelle (X) und Abstieg über Mittelgletscher und grossen Aletschgletscher.

borgnen Schönheiten. Licht und Schatten wanderten selb- ander über das gewaltige Bild und verliehen ihm immer wieder neue Reize. In drei Halbstunden erreichten wir den Fuß jener schmalen, bisweilen von Schnee und Eis über-

deckten Felsenrippe, die rechts vom Mletschjoch sich jäh die 700 Meter hohe Firnwand hinaufschwingt fast bis zur Höhe des scharfen Schneegrates, welcher vom Dreieckhorn zum Mletschhorn hinüberführt.

Die rothbraunen Felsen erschienen im Morgenlicht warm und zutraulich und versprachen einen raschen und sicheren Anstieg. Sie boten wirklich keinerlei Schwierigkeiten in der untern Hälfte, immerhin sind sie anfänglich etwas faul und verlangen daher ein sauberes Klettern. Etwa in der Mitte rasteten wir und hielten Umschau. Erst jetzt merkte das Auge so recht, wie steil der riesige Eiswall auf dem Großen Mletschfirn abfällt, und wie klein die verschiedenen Felsrippen sind, die von unten her hoch und stark die Wand zu stützen und halten scheinen. Rechts von unserer Rippe gähnt ein furchtbarer Abgrund, in welchen mitunter ein Stein mit gewaltigen Sprüngen hinabschoß. Ueber uns gradaus wird die Rippe immer dünner und steiler und drohend gleichen die ungeheuren Schuppen und Buckel herab. Da das Stufenhauen nun nicht mehr zu vermeiden war, so legten wir das Seil an. Der zweiundsechzigjährige Ali Almer schwang seine blitzende Eisaxt und klirrend rasten die Eisp splitter in die Tiefe. Ich ging in der Mitte und fühlte mich zwischen zwei so erfahrenen Rängen sicherer als je vordem, ja ich nahm mir vor, in Zukunft nicht mehr führerlos zu gehen, nicht etwa aus Bequemlichkeit, sondern weil ein guter Führer doch wohl mehr Sicherheit hat, namentlich in bösem Eis, als ein guter Bekannter. Selbst Fischer hatte sich mir gegenüber schon wiederholt ähnlich ausgesprochen. Da, wo die Rippe aufhört, hängt ein mächtiger Eisonn über. Hier übernahm Andreas die Führung. Er hatte nach links unter dem Kollen durch und schob sich bei jeder Sicherung — wir legten das Seil um zwei etwa einen Meter voneinander abstehende tief eingetriebene Bidel — über die messerscharfe Firnschneide herum — wir folgten rasch. Und standen nun tief atmend auf dem glänzenden Firnwall, den wir vor zwei Stunden von unten her staunend betrachtet hatten. Du, der Berg gefällt mir!“ Mir ist, ich höre es eben.

Von Westen her schob sich abermals die Wolkenwand heran und schon huschten um die höchsten Gipfel leichte Nebelflecken, nur das Finteraarhorn stand frei im reinen Luftmeer. Sogleich verfolgten wir den gewächtengekrönten Schneegrat auf der Südseite bis zu einer kleinen Mulde. Raum rasteten wir hier ein Weilchen, so steckten wir im dichtesten Nebel drin. Wir rieten, was tun. Dem Wetter war nicht ganz zu trauen. Immerhin blies ein frischer Wind, und die Hoffnung, es werde wieder Licht, ging nicht unter; selbst Almer wollte kein entschiedenes Nein abgeben. Wir hatten alle drei schon wiederholt unter viel drohenderem Himmel auf hohen Warten gestanden, besonders Fischer und Almer, und so entschlossen wir uns, den Gipfel anzugreifen und nach Oberaletsch abzustiegen, wie es geplant war. Zudem trugen wir die Meinung, der Abstieg nach Oberaletsch könne nicht wesentlich heikler sein in dieser Situation als der Rückzug nach Konfordia. Es begann zu rieseln und weiter oben zu schneien. Ich dachte dabei wiederholt an das Schreckhorn, auf dessen Gipfel Melchior Rohler und

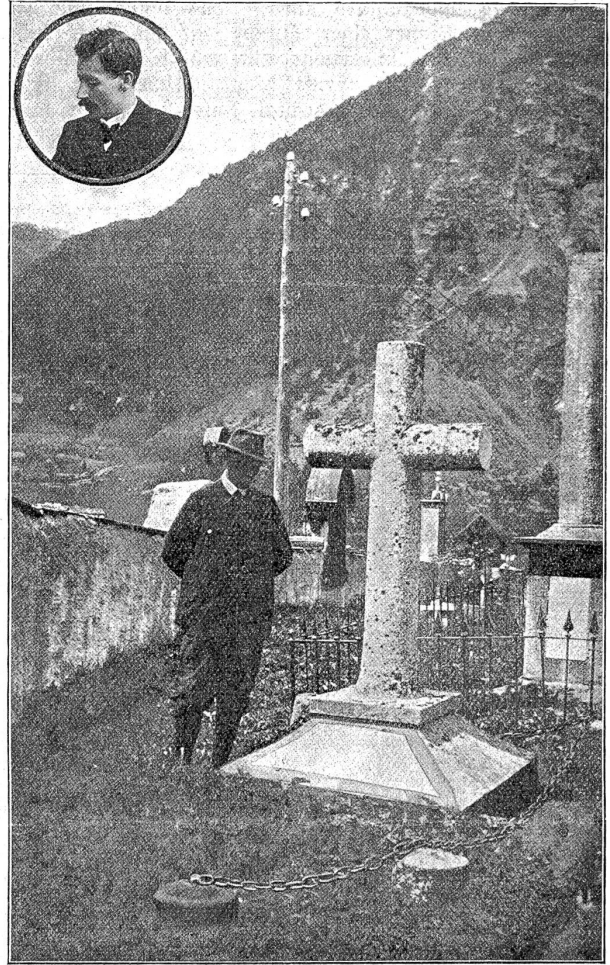
ich vor vier Jahren von dichtem Schneegestöber und Nebel überrascht worden, und ein leichtes Bangen huschte über mein Gemüt. Fischer stampfte unentwegt voran. Wir gewannen bald das kleine steile Felsgrätchen, das ostwärts vom schneeigen Vorgipfel herabstürzt und kletterten so rasch als möglich daran empor. Vorsicht war hier schon dringend geboten, denn Schneegestöber und Nebel wurden dichter und der Wind drohte böse zu werden. Daher mußten wir den Gipfel regelrecht suchen und der Gang über den Hochfirnkamm und die letzten Felsen war nicht erbaulich. Trotz großer Anstrengung erreichten wir erst um Mittag die sturmumbraute Spitze des Melschhorns (4182).

Von einer Raft konnte hier keine Rede sein, und sofort begannen wir den Abstieg über die sehr steilen, von jähen Felsrippen unterbrochenen Firnhänge nach Oberaleisch. Anfänglich ging das ganz ordentlich, auf einmal aber wurde der hohe Schnee unheimlich weich, und wir mußten anfangen, an Lauenen zu denken. Wir querten, vorsichtig in der Nähe der Felsen verbleibend, nach rechts, verfolgten hierauf eine Zeitlang eine böse verschnittene Rippe, die dann plötzlich plattenartig, grifflos und verreißt abschloß, bogen rechts in eine Rinne ein und versuchten hinunterzuhaften. Der Wind war indessen in Sturm übergesprungen und trieb in wilder Wut Schneemassen hernieder, so daß die mühevoll gestampften oder gehackten Stufen Fischers sich fast augenblicklich wieder füllten. In der Rinne selber lag dünner Schnee auf hartem Eis, über welche fortwährend Neuschnee hinabtrieb. Daher hielten wir es für geboten, anderswo anzusetzen. Eine Orientierung war ausgeschlossen. Almer hatte zur nächsten Rinne hinüber, die leider in demselben schlimmen Zustande war, und probierte hier mit äußerster Kraft und Vorsicht, abwärts zu gelangen, aber er mußte verzichten. Mein Vorschlag, mich über die plattigen Felsen hinunterzulassen und unten zu sondieren, wurde von Fischer rundweg abgelehnt. Was tun? Wir standen eine Weile scheinbar ruhig da und erwogen, was jetzt das Beste wäre. Schließlich kehrten wir zur ersten Rinne zurück, griffen abermals an und wurden abermals abgewiesen. Fischer stand dicht neben mir und sagte finster: „Weißt Du, um was es sich handelt?“ Ich erwiderte trozig: „Leben oder Tod.“ Tiefenst schaute er mich an und meinte: „Es ist gut, wenn wir es wissen.“

Almer riet zum Rückzug. Langsam und überaus mühevoll gestaltete sich dieser Rückzug — auf den Gipfel. Als wir endlich wieder oben waren und sogleich den Felsgrat nach Norden verfolgten, brach die Sonne durch die wilde Finsternis des Schneesturms, allein sie narrte uns bloß. Einen Augenblick sahen wir wie in tanzendem Gewitterlicht die Abgründe zur Linken, und siehe, eine gratartige große Rippe schien trotz des Schnees gangbar, wenn es uns gelang, die Rinne daneben schräg abwärts zu queren. Sofort machten wir uns an die schwere Arbeit; Wolken und Nebel schlossen sich wieder dicht zusammen und heulend jagte der Sturm daher. Almer hatte bis in die Mitte, erregt verfolgten wir jede seiner Bewegungen; da drehte er sich langsam um, erklärte: „Da hinunter gehe ich nicht!“ und kehrte zu uns auf das schmale Grätchen zurück. Hier aßen und tranken wir etwas mit fast feierlichem Schweigen.

Dann arbeiteten wir uns zum drittenmal zum Gipfel empor, nun fest entschlossen: den Abstieg nach Mittelaletsch zu unternehmen. Um die Orientierung war es jetzt gänzlich geschehen. Mit äußerster Vorsicht wateten wir auf dem Firnrücken nordwärts; gerieten dennoch zu viel links und erwogen hier im wildesten Schneesturm, ob es nicht gut wäre, einen Felsenwinkel aufzuspüren und daselbst die Nacht zu verbringen; denn der Tag ging zur Neige und wir waren noch 4000 Meter hoch. Wir fanden nordwestlich Felsen, allein sie boten keinen sichtbaren Schutz; also strebten wir wieder auf den Firngrat zurück. Da öffnete sich ein großer, ziemlich tiefer Spalt. Fischer meinte, da drin ließe sich wohl eine Nacht ertragen, dergleichen sei anderswo auch geschehen.

Wir stimmten bei, er näherte sich behutsam, brach aber plötzlich ein; und mit dem Biwakplatz war es auch nichts.



Andreas Fischer am Grabe seines Vaters auf dem Kirchhofe von Courmayeur.

Nun suchten wir das Ostgrätchen des Vorgipfels und fanden es glücklicherweise ziemlich bald. In der Dämmerung stiegen wir die verschnittenen Felsen hinab bis zu ihrem Ende und standen jetzt auf den obersten Firnhängen des Mittelaletschgletschers. Wir erinnerten uns, daß es möglich sei, zwischen dem Ostsporn des Gipfels und den zwei Felsfleden, welche im Siegfriedatlas südlich vom Melschjoch eingezeichnet sind, hinabzusteigen. Aber der Bergschrund macht uns Bedenken. Wo Mut ist, da gibt es auch einen Weg, dachten wir und wagten den ersten Gang. Die Nacht brach an. Wir spähten wie hungrige Luchse in die Dunkelheit und schlichen fast lautlos in die Tiefe, nur Seil und Schnee knirschten leise. Almer bleibt plötzlich stehen. „Was ist los?“ „Schrund! nicht zu überspringen!“ Also rückwärts. Wir stampften mehr links und wagten's wieder mit der Tiefe. „Immer noch Schrund!“ tönt's von unten.

Kein Ausweg, keine gute Schneebrücke wollte sich zeigen, und mit höhnendem Tauchzen umtanzte uns der Schneesturm, sodaß wir einander kaum mehr sahen. Schwer atmend, bald voll düsterer Ahnungen, bald ingrimmig vor Zorn, stampften wir wieder firnan. Als wir uns vor Spalten sicher fühlten, beschlossen wir kurzerhand: für heute den Abstieg aufzugeben, die Kräfte zu sparen, sofort ein Schneeloch zu graben, darin zu biwakieren und am nächsten Morgen den noch nicht verlorenen Kampf wieder aufzunehmen. Fischer und ich hadten den Schnee auf und schaufelten ihn mit den Händen hinaus, während Almer ringsum von

außen her den Schnee aufwarf. Noch geisterte ein fahles, augenquälendes Zwielficht auf dem Firn herum. Da ein Blitz über dem Mletshorn, ein dumpfer Donner Schlag, der Wind sprang nach Süden um — das konnte eine frohe Nacht werden. Binnen einer Stunde war das Loch schultertief, nach Nordwest hin etwas unterwölbt. Todmüde frohen wir in die kühle Gruft hinab, Almer und Fischer nahmen dicht aneinandergedrängt links Platz, ich kauerte

(Schluß folgt.)

rechts. Die Rudfäde dienten als Stih. Ich begann in der Unterhöhlung einen Tee zu brauen. Fischer lachte heiter, als der hereinschwärmende Schnee die Flamme löschte, noch heiterer aber, als es dennoch gelang, sie wieder zu entfachen. Das heiße Getränk tat uns überaus wohl, und die Milchschokolade dazu auch. Nun wollte Andreas rauchen und hielt dazu eine kleine Lobrede auf das Rauchen; frommte aber nichts, kein Zündhölzchen wollte brennen.

(Schluß folgt.)

6. J. Kuhn, Charlotte Masse und G. Lauterburg.

Von H. Türlér. — Mit Genehmigung des Verlages dem „Neuen Berner Taschenbuch auf das Jahr 1914“ entnommen.

Wer kennt nicht das sentimentale Lied „Ha a-n-em Ort es Blüemeli g'feh“, das der Volksdichter Gottlieb Jakob

bern Freunden und Freundinnen verabredete Besteigung des Niesens im August 1802 sollte dem Sigriswiler Vikar die



Gottlieb Lauterburg.

Mein Blümchen.

Ha a-n-em Ort es Blüemeli g'feh,
Es Blüemeli rot u wüß.
Das Blüemeli g'feh-n-i nimmemeß,
Dum tuet es mir im Herz so weß.
O Blüemeli my! O Blüemeli my!
I möcht geng by der sy.

Ihr kenne mir mys Blüemeli nit;
Es git nume-n-eis e so!
Es ist leider Gott viel tußig Schritt
Wo hie; i g'feh mys Blüemeli nit;
O Blüemeli my! zc.

Das Blüemeli blüit — ach' nit für mi,
I darf's nit breche-n-ab.
Es mueß e-n-andre Kerli sy!
Das schmürzt mi drum so grüßeli.
O Blüemeli my! zc.

O lat mi bi mym Blüemeli sy!
I g'schände's wäßer nit.
Es tröpflet wohl es Tränli dry.
Ach! i ma nimme lustig sy.
O Blüemeli my! zc.

U we-n-i einisch g'storbe bi
U d's Blüemeli o verdirbt,
So thüet mer de mys Blüemeli
Zu mir uf d's Grab, das bitte-n-i.
O Blüemeli my! zc.



Charlotte Lauterburg, geb. Massé.

Kuhn zu Ende des Jahres 1801 dichtete, komponierte und sang. Das Lied erfreut sich bis zur Stunde der größten Volkstümlichkeit und wird überall fortleben, wo noch ein empfindsamer Volkscharakter sich am rührseligen Tone be-räuscht. Die Blume, die hier Gegenstand ungestillter Seh-nucht des Dichters bildet, ist von Dr. Heinrich Stidelberger*) auf die Reichenbacher Pfarrerstochter Charlotte Masse**) gedeutet worden, zu welcher Kuhn schon auf einer Wan-derung in das Kiental im August des Jahres 1801 eine tiefe Neigung gefaßt hatte. Eine gemeinsam mit Lotte und an-

gefluchte Gelegenheit bieten, seine Liebe zu erklären. Ein Zu-fall rief Kuhn weg nach Bern, so daß er an der Partie nicht teilnehmen konnte und den günstigen Moment für sein Vor-haben verpaßte. Er kam nachher längere Zeit nicht mehr nach Reichenbach, so daß inzwischen ein anderer glücklicher Bräutigam der begehrenswerten Lotte wurde. Wann dies geschah, ist nicht sicher zu sagen, vielleicht noch im Jahre 1802, vielleicht aber erst 1803, denn das Alter des Er-forenen, Gottlieb Lauterburg von Bern, der 1785 geboren, vier Jahre jünger war als die Braut, würde eher für ein späteres Jahr sprechen. Als bei einem späteren Besuche Kuhn mit dem Brautpaare und anderen wieder eine Par-tie in das Kiental machte, überwand er die peinliche Stim-mung, einen andern als Erwählten zu sehen, indem er mit diesem auf Bruderschaft trank. Er blieb mit den beiden befreundet und bewahrte „der lieben Lotte“, die er in seinen Erinnerungen „ein liebes, frohes, zartes, sanftes und hübsches Mädchen“ nennt, eine liebevolle Erinnerung bis zu seinem Tode.

Erst nachdem Lauterburg Notar und Prokurator gewor-den war, im Jahre 1808, konnte die Trauung stattfinden. Charlotte starb indessen schon am Weihnachtstage des Jahres 1813, bei der Geburt ihres dritten Kindes. Ihr Chemann überlebte sie um 21 Jahre.

Die beiden hier wiedergegebenen Bilder geben die Züge

*) In seiner trefflichen Darstellung des Lebens und der Werke Kuhns im Neujahrsblatt der literarischen Gesellschaft Bern auf das Jahr 1910, S. 21 und 56. Vergl. auch Kuhns „Fragmente für meine Kinder“ im N. Bern. Taschenbuch für 1911, S. 23 f. und die Herausgabe der Ge-dichte Kuhns v. Dr. H. Stidelberger von 1913. Ferner „Im Rössegarte“ III, S. 4, 36. Wir dürfen allerdings nicht verschweigen, daß eine gar nicht so unglaubliche Uebertreibung das Lied auf Marianne Müsli, die Enkelin des Pfarrers Rohr zu Sigriswil, die 1800 den Werkmeister Haller heiratete, bezieht. Im Dezember 1801 kann Kuhn sehr wohl beim Anblick des jungen Glückes der verehrten Marianne seinen Gefühlen für sie in den Worten des Liedes Ausdruck verliehen haben. Jedenfalls passen die Worte: „Das Blüemeli blüit — ach! nit für mi. I darf's nit brechen ab. Es mueß en andere Kerli sy! Das schmürzt mi drum so grüßeli“, eher auf Haller als auf den damals erst 16-jährigen G. Lauter-burg. Der Sommer 1913 zeitigte in Bern im Zeichen der Aviation die Variante des Refrains „I möcht gären Bider sy“.

**) Friedrich Masse oder Massé von Thun, 1744—1816, war 1784 bis 1805 Pfarrer in Reichenbach und 1804 Dekan daselbst und 1805 bis 1816 Pfarrer in Schüpfen.